

dtv

Reihe Hanser

Ganz zufällig – weil es draußen regnet – flüchtet Moritz in eine Kirche, nicht gerade der Ort, der ihm vertraut ist. Dort trifft er eine alte Frau, die ihn darauf hinweist, dass man die Kerzen, die man in einer Kirche entzündet, eigentlich auch bezahlen sollte. Aus der ersten Begegnung entwickelt sich eine Freundschaft und die Frau erzählt von ihrem persönlichen Verhältnis zu Gott. – Für Moritz ist das alles neu, er möchte gern mehr erfahren. Wie gut, dass es jetzt in der Bücherhalle eine neue junge Bibliothekarin gibt, die ganz viel über die Geschichte des Christentums weiß – und unheimlich nett ist!

Johann Hinrich Claussen, geboren 1964, studierte evangelische Theologie in Tübingen, Hamburg und London. Seit 1993 schreibt er regelmäßig für die ›FAZ‹. Von ihm liegen bereits zahlreiche Zeitschriften- und Buchveröffentlichungen vor.

Johann Hinrich Claussen

Moritz
und der liebe Gott

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reirehanser.de



Originalausgabe 2004
6. Auflage 2012
© 2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagillustration und Zeichnung ›Baum der Religionen‹:
Thomas M. Müller
Gesetzt aus der Caslon 11/13,5
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62168-7

1.

Moritz raste auf seinem Kickboard durch die Stadt. Er hatte kein Ziel. Nur weg von zu Hause!

Heimlich hatte er sich davongestohlen. Schon vor einigen Tagen hatte es Mam angekündigt, jetzt war es so weit. Paps war gekommen, um die letzten Sachen abzuholen. Viel gab es nicht mehr von ihm in der Wohnung. Schon vor zwei Monaten war er ausgezogen. Aber einiges hatte er doch noch zurückgelassen: Bücher, Platten, Papiere und Kleidungsstücke. Moritz hing an diesen Sachen. Sie waren wie ein heimliches Versprechen, dass alles wieder wie früher würde. Solange Paps' Reste noch zu Hause waren, das Regal und die Schränke füllten, so lange gab es für Moritz noch Hoffnung. Um keinen Preis wollte er deshalb dabei sein, wenn sein Vater heute Nachmittag die letzten Dinge zusammensuchte und endgültig auszog.

Genau zur verabredeten Zeit, am frühen Nachmittag, war Moritz' Vater mit großen Kartons unter dem Arm erschienen und gleich mit Mam in die Küche gegangen. Mam hatte geschimpft, Paps geschwiegen. Keiner hatte auf Moritz Acht gegeben. Und Anna, seine sechsjährige Schwester, hatte währenddessen seelenruhig in ihrem Zimmer die Puppen frisiert. Niemand hatte bemerkt, wie

Moritz sich davonmachte, wie er auf Fußspitzen den Flur entlangging, sich sein Kickboard schnappte, vorsichtig die Tür öffnete, hinausschlüpfte und leise die Wohnungstür hinter sich zuzog.

Moritz wollte nicht dabei sein, wenn alles zu Ende ging. Er wollte nicht mit ansehen, wie Paps die Kartons auffaltete und seine Sachen hineinpackte, um für immer ausziehen und nie mehr zurückzukehren. Für immer, nie mehr! Den ganzen Tag hatten sich diese Worte in Moritz' Kopf gedreht. Für immer zu Ende, nie mehr wie früher! Es war, als ginge heute seine Kindheit zu Ende. Dreizehn Jahre war er jetzt alt, kein Kind mehr, doch noch lange kein Erwachsener. Aber seit heute gab es kein Zurück mehr. Exakt an diesem Nachmittag, in diesen Minuten, in dem Moment, als Paps zum letzten Mal die Wohnung betrat, war Moritz kein Kind mehr und alle Brücken waren abgebrochen. Für immer zu Ende, nie mehr wie früher!

Moritz war die Treppen ebenso schnell wie geräuschlos hinuntergejagt. Dieses Mal hatte er auf das übliche »Treppenspiel« verzichtet, das er und seine Schwester sonst nie ausließen, wenn sie aus dem Haus gingen. Beim »Treppenspiel« ging es darum, mit möglichst wenigen Schritten vom dritten Stock, wo sie wohnten, ins Erdgeschoss zu kommen. Dazu hielt man sich am Geländer fest und nahm so viele Stufen auf einmal, wie man nur konnte. Moritz' Rekord lag bei zwölf Sprüngen. Doch heute schlich Moritz das Treppenhaus wie ein Dieb hinunter: auf Zehenspitzen, mit angehaltenem Atem.

Unten angekommen hatte Moritz sein Kickboard aufgeklappt. Und los! Über Bürgersteige und Straßen, Kantsteine hoch und runter, links und rechts. Fußgänger sprangen erschrocken zur Seite und riefen ihm wütende Worte hinterher.

Moritz fuhr schon eine Weile. Er wollte, dass es zu Hause keinen Streit mehr gab. Er wollte, dass sein Vater wieder mit ihnen zusammenlebte. Beides gleichzeitig war unmöglich. Mam hatte es so oft zu erklären versucht. Aber er hatte es nicht begriffen. Er konnte es nicht begreifen, wollte es gar nicht. Er wollte nur, dass ihre Wohnung wieder ein Zuhause war. Die Wohnung hatte sich verändert, seit Paps nicht mehr mit ihnen lebte. Es war noch das alte Haus, dieselben Wände, Fenster und Zimmer. Die Möbel und Geräte standen noch an ihrem gewohnten Platz. Dennoch war nichts mehr wie früher. Etwas fehlte. Die Wohnung sah anders aus – dunkel, farblos. Sie klang anders – hohl, leer. Sie roch sogar anders – dumpf, muffig.

Das war nicht mehr sein Zuhause. Die fremd gewordene Wohnung war nicht zum Aushalten. Selbst in seinem eigenen Zimmer, nicht mal in seinem Bett konnte er länger bleiben als unbedingt nötig. Kaum nach der Schule zu Hause, hatte er schon das unbändige Verlangen, wieder hinauszulaufen. Das Kickboard, das er zu Weihnachten bekommen hatte, war sein größter Schatz. Es brachte ihn weg von der Wohnung, dem Haus.

Moritz fuhr einfach ziellos durch die Nachbarschaft.

Die Straße hinunter, am Supermarkt vorbei, an der Schule, am Bolzplatz, vorbei an den Häusern, in denen Freunde und Mitschüler wohnten.

Moritz wollte niemanden sehen, in kein bekanntes Gesicht schauen, nicht grüßen, auf keine Frage antworten, nichts erzählen, wofür ihm die Worte fehlten, nichts erklären, was er selbst nicht verstand. Er wollte nichts hören, was ihm doch nicht helfen konnte, keine aufmunternden Worte, keinen Trost, vor allem keine Ratschläge. Nichts hören, nichts sagen. Nur allein sein, niemanden kennen.

Vor allem nicht reden. Denn es hatte wieder angefangen. Es, das er schon ganz vergessen hatte. Plötzlich war es wieder da. Ohne Vorwarnung, mitten in der Deutschstunde vor drei Wochen. Seitdem war es immer wieder gekommen, hatte ihn gepackt, ihm die Brust verkrampft, den Atem genommen, die Kehle zugeschnürt, die Kontrolle über Zunge und Lippen genommen.

Er war sieben gewesen, als es das erste Mal gekommen war. Der Arzt hatte seiner Mutter erklärt, dass Moritz »poltere«. Nein, kein Stottern, bei dem man an einem einzelnen Konsonanten festhänge. Stottern sei wahrscheinlich genetisch bedingt, eine Erbanlage, darum sehr viel schwerer zu behandeln. Beim Poltern gebe es weitaus bessere Heilungschancen. Poltern habe seelische Gründe. Die letzte Zeit habe den Jungen wohl überfordert. Es sei alles ein wenig zu viel gewesen: Geburt der Schwester, Schulanfang. Dabei hatte Moritz sich beides so sehr ge-

wünscht: eine Schwester und endlich in die Schule gehen. Da seien ja auch die häufigen Dienstreisen des Vaters. Man dürfe sich also nicht wundern, wenn ein sensibler Junge so reagiere. Hatte der Arzt gesagt.

Natürlich hatten die Erklärungen Moritz nicht geholfen, wenn es passierte. Doch irgendwann hatte es sich von selbst gelegt, er konnte wieder ruhig und normal sprechen, war einfach wieder gesund geworden. Aber jetzt war es zurück, viel stärker als damals. Plötzlich, mitten in der Deutschstunde, als er gerade etwas sagen wollte. Er bekam kein Wort heraus, nur immer wieder diese krampfhaft gepolterte Silbe »tatatatatat«. Als würde er eine Treppe hinunterfallen, »tatatatatat«. Als hätte ihm jemand von hinten die Beine weggeschlagen, »tatatatatat«. Kein Geländer, seine Hände griffen ins Leere und er fiel Stufe um Stufe, immer schneller, immer tiefer, fiel und fiel, »tatatatatat«. Er wusste nicht, warum. Er wusste nicht, was tun. Niemand fing ihn auf, »tatatatatat«.

Das falsche Sprechen bereitete ihm Schmerzen wie ein echter Sturz. Wenn es über ihn kam, wurde ihm heiß und er zuckte, der Kopf glühte rot. Er war gelähmt, starr vor Schreck. Zum Glück dauerte es nie lange. Nach einer halben Minute war es vorbei. Er hätte seinen Satz zu Ende sagen können. Aber die Lust war ihm vergangen. Er hatte dagestanden wie ein Baby, unfähig, ein schlichtes Wort herauszubringen. Lange musste er warten, bis die Spannung und die Scham ihn verließen.

Seit jener Deutschstunde kam es immer wieder. Er

konnte nicht vorhersagen, wann. Zwei, drei Tage vergingen, an denen er ohne jede Stockung in freiem Fluss sprach. Dann, plötzlich und überraschend, begann es von neuem und warf ihn aus der Bahn: »Bababababab.« Mitten in einem Gespräch mit seinen Freunden, am Telefon, beim Frühstück mit Anna und Mam, in der Schule, »bababababab«. Nichts ging mehr. Er hing fest. Er kam nicht heraus aus dem Poltern, »bababababab«.

Der einzige Ausweg: gar nicht mehr sprechen, nicht mit den Freunden, die peinlich zur Seite schauten, nicht mit den anderen in seiner Klasse, die plötzlich still wurden, ihn anstarrten oder kicherten. Nicht dass sie ihn offen geärgert hätten, aber die sprachlose Stille um ihn herum war genauso schlimm. Am besten also nichts mehr sagen, den Lehrern nicht antworten, die zwischen Mitleid und Ungeduld hin und her schwankten; Mam aus dem Weg gehen, die ihn mit ihrem sorgenvollen Blick quälte. Keiner konnte ihm helfen.

Nur manchmal bei Anna ging es ihm besser, weil sie ihn einfach ansah und wartete, bis es vorbei war. Vor ihr brauchte er sich nie zu schämen. Aber wirklich gut fühlte er sich nur auf seinem Kickboard. Wenn er durch die Gegend fuhr, lichteteten sich die dunklen Gedankenwolken. Dann atmete er frei.

Am liebsten wäre er ganz und gar weggelaufen. Wenn nur Anna nicht gewesen wäre. Die könnte er nie zurücklassen. Und wenn er nicht selbst nur ein dreizehnjähriger Junge gewesen wäre.

2.

Auf seinem Kickboard vergaß Moritz die Zeit. Wie lange war er schon unterwegs? Eine halbe Stunde oder schon zwei Stunden? Er trug keine Uhr, er fühlte keine Müdigkeit, keinen Hunger, keinen Durst.

Plötzlich fing es an zu regnen. Ein harter, kalter Märzregen. Aus übervollen schwarzen Wolken fielen dicke Tropfen herab. Dazu ein scharfer Wind. Der weckte Moritz. Jetzt erst fiel ihm auf, dass er nur seinen dicken Pullover trug, weder Mütze noch Jacke. Der Regen wurde stärker. Schwere, runde Tropfen trafen ihn an Kopf und Schultern. Ratlos fuhr er weiter.

Er suchte einen Unterschlupf. Aber als er sich umsah, merkte er, dass er hier noch nie gewesen war. Er fuhr an Häusern vorbei, in denen niemand wohnte, den er kannte, an fremden Geschäften, in denen er noch nie einkaufen war. Auch hatte er keinen Cent dabei. Das Portemonnaie steckte in seiner Jackentasche und die hing zu Hause an der Garderobe.

Eine Turmuhr schlug, fünfmal – merkwürdig leicht und hell. Ihr Klang passte nicht zu dem dunklen, unfreundlichen Wetter. Eine Kirche. Auch die hatte Moritz noch nie gesehen. Ein altes, mächtiges Gebäude mit

einem hohen, massiven Turm, der nach oben zu immer schlanker und feiner wurde.

Die Kirche sah aus wie ein umgekipptes Schiff, wie eine altertümliche Kogge, die man an Land gezogen und kieloben gelegt hatte. Wind und Wetter mussten Jahrhunderte an der Kirche gearbeitet haben. Keiner der roten Backsteine saß mehr exakt auf dem andern. Die Mauern abgesackt und verschoben. Krumm und schief standen sie da. Auch Dach und Fenster verzogen. Man sah der Kirche ihr Alter an. Trotzdem wirkte sie nicht baufällig. Kein Sturm würde sie so leicht umwerfen können. Sie strahlte Ruhe aus.

Moritz sah, dass die große Eingangstür am Fuß des Turms offen stand. Der Regen wurde heftiger, der Wind lauter. Moritz fuhr in die Kirche, weil er fror, weil er Schutz suchte, weil er neugierig war.

Er rollte durch einen hohen, kalten Vorraum. Er stieß eine dicke, schwere Zwischentür aus Holz und Glas auf und gelangte in den Kirchraum. Hier war es dunkel. Durch die riesigen bunten Glasfenster kam nur wenig Licht. Moritz musste sich erst an das Halbdunkel gewöhnen. Und an die Luft, die eigentümlich roch – feucht, kühl und alt, aber nicht unangenehm.

Die Kirche war anders als die, die es in seiner Nachbarschaft gab. Zwei, drei Jahre musste es her sein, dass er mit seinen Eltern dort hatte hingehen müssen, weil Anna mit ihrer Kindergartengruppe etwas vorsingen sollte. Die

Kirche war wie eine Schulaula oder eine bestuhlte Turnhalle gewesen: ein kahles weißes Gebäude, ein nackter Kirchraum, der nur aus leeren Wänden zu bestehen schien. Alles gerade und eckig. Nichts, was man hätte anschauen mögen.

Aber hier gab es viel zu schauen. Moritz wusste nicht, womit er diese Kirche vergleichen sollte. Sie war nicht wie die Gebäude, die er sonst kannte: die Wohnhäuser, Schulen und Geschäfte. Er fuhr durch den Kirchraum wie durch eine andere Welt.

Still war es hier, sonderbar still. Die Geräusche der Straße waren draußen vor der Tür geblieben. Nur ein fernes Rauschen drang herein – wie von Wellen am Meer. Dazu das leise, gleichmäßige Trommeln des Regens auf Dach und Fenstern. Alles, was draußen war, schien unendlich weit weg.

Moritz hörte seinen Atem, der schnell ging, genau wie sein Herz. Er merkte jetzt, wie lange er herumgefahren war.

Er war allein. Moritz atmete auf. Er hatte einen trockenen, sicheren Ort gefunden.

Wie groß die Kirche war! Er musste den Kopf ganz nach hinten legen, um die hohe Decke zu sehen. Da hingen kleine goldene Sterne in den Kuppeln. Weit weg und doch zum Greifen nah. Mächtige, massige Säulen trugen die Decke. Sie waren ebenso wie die Wände aus rotem Backstein, der warm und dunkel leuchtete.

Die Kirche war so groß, dass Moritz sich vor den ge-

waltigen Säulen und Mauern wie eine Ameise vorkam. Die Decke so hoch, so unerreichbar über ihm wie der Nachthimmel. Trotzdem fühlte sich Moritz nicht eingeschüchtert oder erdrückt.

Langsam fuhr er über den Boden aus dicken, langen Steinplatten. Das Kickboard ruckelte. Er wurde müde und setzte sich auf eine Bank, ganz an den Rand. Die Bank knarrte, als er sich hinsetzte. Moritz schaute sich die Glasfenster an. Viel konnte er nicht erkennen. Er entdeckte keine klaren Bilder, die er verstanden hätte. Die Glasfenster waren modern und abstrakt. Moritz gefielen einige der Farben: das dunkle Blau, das bei diesem schlechten Wetter fast schwarz wirkte, das tiefe Rot, das trotz der Dunkelheit zu glühen schien. Hier herrschte ein anderes Licht. Alles war in dunkel leuchtende Farben gehüllt. Alles, was von außen kam, wurde durch sie gefiltert und gebrochen. Die Farben erschienen ihm fast wie ein Schutz.

Moritz horchte in die Stille. Er spürte, wie sich seine Aufregung allmählich legte. Dafür kam eine große Erschöpfung über ihn. Am liebsten hätte er sich auf die Bank gelegt und wäre eingeschlafen. Doch die Fahrerei hatte ihn ins Schwitzen gebracht. Er begann zu frösteln. Ich muss mich bewegen, sagte er sich, stellte sich wieder auf sein Board und rollte langsam durch die Kirche. Er machte eine große Runde – vorbei an den vielen leeren Bänken. Er fuhr zwischen den Säulen hindurch, die ihm vorkamen wie Riesen aus einer längst versunkenen Mär-

chenwelt, vorbei an dunklen Bildern in goldenen Rahmen, an Statuen und Figuren, die er nicht kannte.

In einem Winkel entdeckte er einen breiten gusseisernen Kerzenständer vor einem großen goldenen Relief. Einige heruntergebrannte Kerzen flackerten und zischten leise. Unter dem Ständer war ein Kasten, der dünne weiße Kerzen enthielt. Darauf stand ein Schild: »Entzünden Sie eine Kerze für jede Bitte.« Moritz blieb stehen und überlegte. Dann nahm er vier Kerzen aus dem Kasten: eine für Anna, eine für Paps, eine für Mam und eine für sich. Er zündete sie an und setzte sie vorsichtig auf den Kerzenständer. Schön sahen sie aus, wie sie da nebeneinander standen und gemeinsam brannten, friedlich und versöhnlich. Moritz starrte eine ganze Weile in die vier Flammen. Nur vier kleine Kerzen, trotzdem erhellten sie einen weiten Raum. Sie tauchten Moritz und alles, was um ihn herum war, in ein warmes, gutes Licht. Moritz sah in die vier Flammen, ohne an etwas Bestimmtes zu denken. Er ließ sie einfach brennen: für sich, für Anna und für seine Eltern. Jetzt fror er nicht mehr.

Es verstrich einige Zeit. Dann veränderte sich auf einmal das Licht. Es wurde heller in der Kirche. Aus einem hohen Fenster fiel ein kräftiger grüner Lichtfleck direkt vor Moritz' Füße. Der weckte ihn aus seiner Stille. Draußen hatte es aufgehört zu regnen und die Sonne war wieder hervorgekommen.

Bestimmt hatte Paps inzwischen die Wohnung geräumt und war wieder fort. Moritz musste nach Hause.

Es würde sonst endlose Diskussionen geben. Außerdem meldete sich sein Magen. Er hatte Hunger.

Gerade wollte er um die große Säule herumfahren, da stand auf einmal eine alte Frau mit einem Gehwagen vor ihm. Moritz erschrak. Sie wären zusammengestoßen, wenn Moritz nicht im letzten Moment den Lenker herumgerissen hätte. Er verlor das Gleichgewicht, stolperte vom Kickboard. Auch die alte Frau zuckte ungeschickt zurück.

»Junge! Hier fährt man doch nicht Roller!«, rief sie erschrocken.

Sie sagte es nicht böse oder scharf, trotzdem ärgerte sich Moritz. Dass man nirgends ungestört und für sich sein konnte! Er war sich so sicher gewesen, allein zu sein. Jetzt fühlte er sich ertappt.

»Das ist kein Roller. Das ist ein Kickboard«, gab er patzig zurück.

Die Alte kam einen Schritt näher. Sie hatte sich schon wieder beruhigt.

»Oh, entschuldige bitte. Ich hatte gedacht, dass ich hier ganz allein bin. Du hast mich erschreckt!«

Sie kam noch einen Schritt näher und beugte sich vor, um das Board anzuschauen, das Moritz vom Boden hob.

»Tatsächlich, das sieht anders aus als die Roller, die wir als Kinder hatten. Na, nichts für ungut! Ich rollere ja auch mit meinem Gehwagen durch die Kirche.«

Sie blickte ihn an, als wolle sie sich mit ihm ein wenig

unterhalten. Dazu hatte Moritz keine Lust. Ohne ein Wort zu sagen, lenkte er sein Kickboard um die Frau und ihren Gehwagen herum und wollte sich gerade davonmachen, da rief sie ihm nach: »Du hast die Kerzen noch nicht bezahlt.«

Moritz hielt an und drehte sich verdutzt um. Was war los?

»Hast du nicht gelesen, was auf dem Schild steht?«

Eigentlich hätte Moritz jetzt wütend werden müssen. Normalerweise hätte er der Alten eine bissige Antwort gegeben. Aber irgendetwas hielt ihn zurück. Es war nicht die Angst, dass er poltern und sich lächerlich machen würde. Daran dachte er im Moment gar nicht. Es war etwas anderes, etwas, das er noch nicht verstand. Er merkte nur, dass er höflich blieb und zurückging, um sich das Schild am Kerzenständer anzusehen.

Groß stand da: »Entzünden Sie eine Kerze für jede Bitte.« Und in kleinen Buchstaben darunter: »Bitte geben Sie für jede Kerze fünfzig Cent.«

Er wurde rot.

»Aber ich hab kein Geld dabei.«

Die Alte sah ihm durch ihre dicken Brillengläser ins Gesicht und lächelte.

»Macht nichts. Weißt du was? Ich bezahl die Kerzen für dich. So viel Kleingeld habe ich gerade noch.«

Jetzt wurde es peinlich. Dass die Alte nicht locker ließ! Dass sie ihn nicht gehen ließ! Noch dazu mit einer Freundlichkeit, mit der er nichts anzufangen wusste. Er

brauchte ihre Freundlichkeit nicht, nicht ihr Lächeln, schon gar nicht ihr Geld. Er wollte nicht, dass sie ihm aushalf.

»Nein, das brauchen Sie nicht!«

Aber sie zückte in aller Ruhe ein Portemonnaie, kramte zwei Euro hervor und steckte sie in den Kasten. Moritz wusste nicht, ob er sich ärgern oder schämen sollte.

»Ich gebe es Ihnen wieder.«

Seine Stimme klang grob.

Die Alte schien es nicht zu merken und lächelte ihn an.

»Sie kriegen das Geld zurück. Morgen!«

Moritz wandte sich ab. Er wollte so schnell wie möglich weg. Wieder fuhr er los, wieder kam er nur ein paar Meter weit. Dann fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, wo sie wohnte.

»Wohnen Sie hier?«, rief er zurück.

»Nein, doch nicht in der Kiche. Ich habe ein Zimmer im Altenheim hinter dem Kirchplatz. Erster Stock. Zimmer 115. Du kannst mich ja mal besuchen.«

»Und wie heißen Sie?«

»Elisabeth Schmidt. Und du? Hast du auch einen Namen?«

»Moritz.«

»Auf Wiedersehen, Moritz.«

Aber Moritz war schon am Ausgang.

3.

Moritz ging die alte Frau nicht aus dem Kopf. Irrendwie erinnerte sie ihn an – er wusste es nicht. Während er nach Hause fuhr, grübelte er darüber nach. Dass es ihm nicht einfiel, machte ihn nervös. Es war wie ein leichter Schmerz, den man nicht orten kann, wie eine juckende Stelle, die man nicht erreicht, wie ein Geschmack auf der Zunge, den man nicht bestimmen kann. An der alten Frau war nichts Auffälliges gewesen. Eine alte Frau eben: graue Haare, gebeugte Haltung, unscheinbare Kleidung, hellbrauner Mantel, helle, feste Schuhe, ein Gehwagen. Doch in ihrem Gesicht, in ihren Augen lag etwas, das ihm bekannt vorkam, vertraut, aber in seinem Gedächtnis verschüttet.

Er rollte langsamer, gleichmäßiger stieß er sich vom Boden ab, dabei legte er vor seinem inneren Auge dieses Gesicht auseinander und setzte es Stück für Stück wieder zusammen. Allmählich entstand ein Bild, es bildete sich etwas, das er gut kannte. Fast erschrak er, dass er es hatte vergessen können. Es waren die Augen seiner Großmutter: der kleinen Oma.

An *ibr* Lächeln, an *ihre* Augen, an die Art, wie *sie* ihn immer angesehen hatte, erinnerte ihn die fremde

Frau in der Kirche. Dabei musste sie deutlich älter sein als die kleine Oma. Auch hatte sie ein ganz anderes Gesicht. Aber der Blick war der gleiche. Merkwürdig, dass zwei Menschen, ein lebender und ein toter, sich darin so ähnlich sein konnten. Merkwürdig auch, dass er seine kleine Oma so völlig vergessen hatte. Drei Jahre war sie erst tot und er lebte, als hätte es sie nie gegeben.

Er war immer gern bei ihr gewesen. So winzig die Zimmer in ihrer Wohnung waren, so unendlich viel gab es bei ihr für ein Kind zu entdecken. Überall standen seltsame Dinge herum, die man anfassen, drehen und wenden musste, weil sie eine lange Geschichte besaßen: tausend Kasten und Kästen mit alten Münzen, Medaillen, Briefmarken, Fotos und Postkarten, lange Pfeifen der Urgroßväter aus Elfenbein, schwere Glaskugeln mit bunten Figuren, tausend Sachen, die jede für sich ein Geheimnis enthielten. An allen Wänden hingen Bilder, die sich Moritz lange anschaute. Und es gab Kisten mit uralten Bilderbüchern und Spielsachen, mit denen schon sein Vater gespielt hatte. An all das erinnerte sich Moritz jetzt wieder – und an die Augen der kleinen Oma, ihre kleinen, blitzenden Augen.

Moritz war an seiner Haustür angekommen. Er schloss auf, klappte das Kickboard zusammen und ging müde die Treppe hinauf. Er wusste, dass er am nächsten Tag ein Versprechen einlösen würde.